

## **Laudatio von Hans-Michael Koetzle**

**zur Ausstellung LADENTISCHE von Anja Schlamann am 6.10.2024**

Architekten schauen anders ...

... meine Damen und Herren ...

Architekten schauen anders. Architektinnen natürlich auch. Er oder sie sieht nicht nur die Fassade, sondern ahnt das Dahinter. Sieht nicht nur das Ganze, sondern auch das Detail. Erkennt Harmonie in der gebauten Idee. Oder das Gegenteil davon. Weiß um die Möglichkeiten heutigen Bauens ebenso wie um die gesetzlichen Beschränkungen. Entdeckt Konstruktion, wo der Normalbürger nur ein steinernes oder gläsernes oder metallenes Ensemble erkennt. Und wo der Blick auf historische oder Alltagsarchitektur fällt: Auch in diesem Fall wird das Gebaute, Errichtete oder irgendwie Hingestellte nicht einfach wahrgenommen, sondern mehr oder minder intensiv geröntgt. Jedenfalls über ein flüchtiges

Zur-Kennntnis-Nehmen hinaus in seiner konstruktiven Logik ebenso wie in seiner ästhetischen Strahlkraft eingeordnet.

Anja Schlamann ist studierte Architektin. Über viele Jahre, an verschiedenen Orten und in unterschiedlichen Funktionen hat sie in diesem Beruf gearbeitet, um sich seit 2001 ganz der Fotografie zu widmen. Dass Architekten oder Architektinnen fotografieren, ist eigentlich nicht ungewöhnlich. Den Reigen eröffnen könnte man mit Erich Mendelsohn, dessen 1926 erschienenes Buch *Amerika*.

*Bilderbuch eines Architekten* fraglos zu den schönsten, gelungensten und auch einflussreichen Fotobüchern überhaupt gehört. Zudem eines,

bei dem schon der Titel unterstreicht: Da fotografiert kein klassischer Fotograf, sondern ein Quereinsteiger mit architektonischem Gepäck. Und noch einer fällt mir ein. Klaus Kinold, der unlängst verstorbene Egon-Eiermann-Schüler, der schon bald nach Abschluss seines Architekturstudiums die Seiten wechselte, um sich ganz der Fotografie zu widmen. Der über Jahrzehnte die Bauschöpfungen namhafter Architekten, von Karljosef Schattner bis Herman Hertzberger, von Heinz Bienefeld bis James Stirling dokumentiert und seine Bilderergebnisse vor allem über Zeitschriften und einschlägige Bücher einem breiten Publikum vermittelt hat.

Und da liegt denn auch der Unterschied. Anja Schlamann arbeitet nicht im Auftrag, nicht im Dienst mehr oder minder namhafter Architektinnen und Architekten. Anja Schlamann positioniert sich als freie Künstlerin. Und auf den ersten Blick könnte man sagen: Sie fotografiert noch nicht einmal Architektur, was natürlich nicht stimmt. Im Gegenteil profitiert jeder ihrer Zyklen auf diese oder jene Art, auf offensichtliche oder vertrackte Weise von einem Blick, der immer wieder neu die Welt als etwas Gebautes, Konstruiertes, Geordnetes, Geschaffenes wahrnimmt und in wiederum überlegt gebaute Bilder übersetzt.

Anja Schlamann, 1967 in Coesfeld im Münsterland geboren, ist keine Unbekannte. Immer wieder, auch im Köln-Düsseldorfer Raum, hat sie ausgestellt, ihre Arbeiten auf unterschiedliche Art präsentiert, darüber hinaus auch inhaltlich, in der Themenwahl regelmäßig für Überraschungen gesorgt. Denn wenn man Anja Schlamann etwas nachsagen kann oder besser: zugestehen muss, dann ist es eine buchstäblich grenzenlose Neugier, die zu immer wieder neuen, sich zum Teil überlappenden, sich zeitlich überschneidenden Projekten führt.

Hier in Köln vielleicht am geläufigsten: Ihr Zyklus „UnterBrücken“, bei dem alles Mögliche zusammenkommt: Phantasie und Entdeckerfreude, Standvermögen auf einem schwankenden Boot und technisches Können, konzeptionelles Denken und nicht zuletzt: die Fähigkeit, mit dem Computer umzugehen. Ich könnte in der Beschreibung dieser in ihren bildnerischen Ergebnissen an Theo van Doesburg oder Piet Mondrian erinnernden Serie endlos fortfahren, etwa erwähnen, dass jedes der am Ende sieben Motive aus bis zu 150 Aufnahmen zusammengesetzt ist. Oder: Dass die sieben Kölner Brücken in ihrem besonderen Grün nur Vorwand sind oder Ausgangspunkt für allgemein ein Nachdenken über das Sehen, unsere Art der Wahrnehmung oder im Speziellen den Dialog von Form und Farbe, Textur und Monochromie im Geist einer zwischen abstrakt und konkret oszillierenden Kunst. Aber das würde zu weit und zudem in die Irre führen. Denn im Mittelpunkt des Interesses steht bei Anja Schlamann der Mensch. Nicht nach Art einer verspäteten „Photographie humaniste“ wie ihn fotografierende Flaneure von Robert Doisneau bis Édouard Boubat ab den 1930er Jahren praktiziert haben. Sondern im Sinne einer konzeptionellen Fotografie, die in Zyklen und komparatistisch denkt, die genaues, fast wissenschaftliches Sehen mit Empathie verknüpft und sich überdies regelmäßig als Langzeitprojekt definiert. Einen Link zur humanistischen Fotografie der Zeit zwischen den Weltkriegen, zur Fotografie der Flaneure freilich gibt es: Auch Anja Schlamann begreift die Welt regelmäßig als Theater, ihre Umgebung als Bühne, auf der sich alle möglichen Dramen oder Farcen abspielen. Oder einfach ein unaufgeregter Alltag, dem Anja Schlamann – sie selbst bezeichnet sich gern als „wartende Beobachterin“ – mit wachen Augen – und einer Kamera natürlich – folgt.

Sicher wäre es jetzt reizvoll, ihre in Ansatz und Umfang, Idee und technischer Umsetzung ausgesprochen unterschiedlichen Zyklen auf ihren Bezug zur Architektur, zur gebauten Umwelt hin zu untersuchen. Doch, auch mit Rücksicht auf Ihr Stehvermögen, meine Damen und Herren, sollten wir zügig das ins Auge zu fassen, was ab heute und noch bis 24. November in den Kunsträumen der Michael Horbach Stiftung zu sehen ist. In Räumen, die übrigens einmal Pferdeställe waren, dann ein Künstleratelier beherbergten und jetzt nicht weniger sind als ein lichtdurchflutetes, helles, wunderbares Loft, in dem sich diesmal und bewusst *eine* ausgewählte Arbeit der Künstlerin Anja Schlamann auf, wie ich finde, überzeugende Weise präsentiert.

„Ladentische“ hat Anja Schlamann ihre Serie überschrieben, was zunächst vor allem als Klammer zu verstehen ist, als Headline über einem Zyklus, den die Künstlerin, man staune, bereits 2004, vor 20 Jahren also, begonnen hat und der wohl noch immer nicht an seinem Ende angekommen ist. „Ladentische“: Nicht jedes Bild zeigt einen Tisch. Und nicht jeder Tisch wartet im Hintergrund mit einem Laden auf. Aber darum geht es nicht. Worum es geht: Um Handel und Wandel, um Geben und Nehmen über einen Tresen hinweg, um Tausch und Austausch in Welten und Kulturen, denen das Shoppen qua QR-Code so fremd ist wie das Kundenbindungsinstrument. Hier ist man im Zweifel einfach freundlich. Bonuspunkte werden nicht gesammelt.

Handel und Wandel: Das klingt nach Interaktion, nach Bewegung. Aber genau diesem, sagen wir, narrativ-journalistischen Ansatz hat sich Schlamann verweigert zugunsten eines nüchternen, sachlich-registrierenden Blicks. Schlamann selbst spricht von einer „ethnografisch-soziologischen Dokumentation“, was methodisch auch bedeutet, dass sie bezüglich Standpunkt, Perspektive, Ausschnitt einem klaren Raster folgt. Zufälliges scheint ausgeschlossen, wenn man davon

absieht, dass die Künstlerin bestimmt auch der Zufall beim Auffinden ihrer Kleingewerbetreibenden geleitet haben dürfte.

Schlamann favorisiert den geraden, orthogonalen Blick. Die Objekte sind auf Mitte gesetzt, Symmetrie und Ponderation sind unübersehbar. Auch die Protagonisten, die Verkäuferinnen und Verkäufer, sensibel ins Bild gerückt, halten inne und verleihen den Bildfindungen so zusätzlich eine große Ruhe und Gelassenheit. Natürlich menschelt es in Anja Schlamanns farbstarken Bildern, aber es ist wie in einem Filmstill: die Erzählung macht als Erzählung Pause, das Narrativ gestattet sich ein kleines Aus.

„Ladentische“, um noch einmal den Titel aufzugreifen, Ladentische sind Angebote. Im Arrangement der überlegt dargebotenen Waren sind dies erkennbar kleine Artefakte. Alltägliche Kunstwerke, die es nicht nötig haben mit dem Verweis auf Sonderangebote, Dauertiefstpreise oder einer wie immer gearteten Schnäppchenrhetorik nach Aufmerksamkeit zu heischen. Allein die sorgsame Art, wie die Früchte getürmt, die Gemüse sortiert, die Konserven gestapelt, die Salate ausgebreitet sind, das muss sensible Gemüter, muss Augenmenschen begeistern. Pyramiden aus dem Stand.

Ich habe, seltsamerweise, Anja Schlamann nie gefragt, was sie eigentlich dazu gebracht hat, sich des Themas anzunehmen. Aber vielleicht waren es ja diese vegetabilen Skulpturen, diese so sorgsam getürmten, gestapelten, arrangierten Lebensmittel, diese essbaren Architekturen auf Zeit, die den Blick der gelernten Architektin gebannt und à la longue in das Projekt hineingezogen haben.

Seit nunmehr 20 Jahren, ich sagte es bereits, fotografiert Anja Schlamann Ladentische. Aber das ist bei weitem nicht der einzige

Superlativ in ihrem Tun als Künstlerin. Tatsächlich begnügt sich Schlamann nicht mit einem Land, einer Kultur. Auf nicht weniger als fünf Kontinenten ist sie dem Thema Lamentische nachgegangen, hat in Spanien, Marokko, Syrien, auf Kuba, in Tansania, Sri Lanka, Bolivien und Peru fotografiert. Und zwar nicht mit dem Smartphone mal so eben en passant, wie es selbst unter Fotokünstlern schick geworden ist. Sondern klassisch analog und auf Stativ. Allein diese physische Leistung, zusammen mit dem logistischen und finanziellen Aufwand verdient Respekt. Aber die Ergebnisse sind entsprechend andere. Fotografie, das war in seinen Anfängen ein Medium nicht des Augenblicks, der Überraschung, des spontanen Reagierens auf die Angebote einer pulsierenden Wirklichkeit. Fotografie, das waren – auf Grund der technischen Gegebenheiten – geplante, vorgedachte, erarbeitete, gebaute Bilder von unerhörter Konzentration und Tiefe. Was erklärt, warum uns so viele Fotografien aus der Frühzeit bis heute faszinieren. Das sind keine Clips oder Tracks, sondern visuelle Meditationen: ein großes Innehalten im Dienst einer damals neuen Kunst.

Auf diesen Spuren wandelt Anja Schlamann. Ihrer Technik geschuldet ist auch die Tatsache, dass die Bilder nicht erhascht, geraubt, gestohlen sind. Es sind Bilder voller Respekt vor den Dargestellten. Bilder im Einklang mit den Porträtierten. Bilder in stillem Einverständnis, auf Augenhöhe und damit frei von postkolonialer Überheblichkeit.

Anja Schlamann, so sehr ihr Tun von fast schon wissenschaftlicher Akribie geprägt sein mag, ist Künstlerin, nicht Wissenschaftlerin. Ihr Ansatz ist enzyklopädisch. Aber sie schreibt keine Enzyklopädie. Sie folgt einer klaren Konzeption, aber gestattet sich jene Prise Empathie, die aus einem Werk ein Kunstwerk macht. Denn merke: Kunst hat immer auch mit Emotion, mit Teilnahme zu tun.

Wer in Köln über Fotografie spricht, kommt an August Sander nicht vorbei. Für mich zählt er zu den großen Fotografen, mehr noch: Ich halte ihn mit seinem Menschenwerk für den bedeutendsten Kamerakünstler überhaupt. Wer die große Ausstellung vor zwei Jahren im Centre Pompidou gesehen hat, wird möglicherweise beipflichten.

Dass Anja Schlamann August Sander, neben Eugène Atget, dem großen Franzosen, oder Bernd und Hilla Becher als Einflussgröße nennt, kann nicht wirklich überraschen. Wobei es zu unterstreichen gilt: Es ist nicht der umfassende, enzyklopädische Ansatz, nicht die Tatsache, dass Anja Schlamann systematisch Menschen aufrecht, gesammelt und meist als Ganzfigur erfasst, die an August Sander denken lässt. Es ist zuallererst die Ernsthaftigkeit des Projekts ohne zeitliche Deckelung, die Energie und teilnehmende Systematik, die Anja Schlamanns Zyklus an die Seite von August Sander rückt.

Unendlich viel ist in Anja Schlamanns Bildern zu entdecken. Schließlich sind die von ihrer Kamera erfassten, meist mittig platzierten, nennen wir sie: Laden-Hüter auf geradezu barocke Weise gerahmt oder vignettiert von allen möglichen Objekten, Dingen zum Verkauf oder eben einer wie auch immer gearteten, geradezu archaischen Ladenarchitektur, Lichtjahre entfernt von unserer Aldi-Lidl-Penny-Norma-Kaufland-Welt. Und jetzt sind wir wieder bei Atget, der um 1900 in den Straßen von Paris gesehen hat, was alle sahen, aber eben nicht wahrgenommen haben. Atget hat *gesehen* und mit seiner annähernd historischen Plattenkamera festgehalten, was von Dauer schien und doch dem Untergang geweiht war, dem Verschwinden. In doppelter Weise war Atget folglich ein Seher. Zu Lebzeiten von vielen für nicht unbedingt verrückt gehalten, aber doch als Kauz, als Sonderling abgestempelt. Inzwischen gelten seine Paris-Bilder und nicht zuletzt seine Aufnahmen

von Läden und Geschäften, Auslagen und Vitrinen zu den großen künstlerisch-dokumentarischen Leistungen der Fotografiegeschichte. Auch Anja Schlamann sieht, sieht genau, sieht hin, beschließt, etwas für sich und wohl auch für die Nachwelt festzuhalten, auf lange Sicht Erinnerung zu stiften. Damit folgt sie einem dezidiert dokumentarischen Ansatz, der im digitalen Zeitalter, im Zeitalter lichtgeschwinder Retuschen allerdings unter Generalverdacht geraten ist. Ist es ein Zufall, dass Begriffe wie „Fake News“ oder „Alternative Facts“ parallel zur zunehmenden Digitalisierung aufgekommen sind?

Ich darf an dieser Stelle auf ein jüngst erschienenenes Buch des Kölner Fotografen Bernd Arnold verweisen: „Die Welt der neuen Bilder“. Schlüssig führt Arnold aus, dass wir mit KI-gestützter Bildgenese eine neue visuelle Welt betreten, die ehrlicherweise eine neue Begrifflichkeit erfordern würde. Denn Digital Imaging ist nicht Fotografie, wenn man unter Fotografie ein Medium versteht, das an eine bestehende Wirklichkeit gekoppelt ist. „Der ‚Neue Fotograf‘ manipuliert nicht“, schreibt Arnold, „er entwirft, konstruiert und produziert. Er braucht vielleicht nicht mehr zum Ort des Geschehens zu gehen, sondern er ‚greift‘ zum ‚Telefon‘ und lässt sich mit einem elektronischen Bildarchiv verbinden. Dort findet er – Arnold bezieht sich auf das Foto eines royalen Besuchs in Köln – dort findet er Lady Di, Prinz Charles, den [Kölner] Dom und genügend Publikum, um sich sein Ereignis völlig synthetisch herzustellen. [...] Das veröffentlichte Endprodukt unterscheidet sich scheinbar nicht wesentlich von einem konventionellen Foto, doch eines geht verloren: die Gewissheit, so und nicht anders ist es gewesen.“

Mit Anja Schlamann und ihrem Zyklus „Ladentheken“ betreten wir einmal mehr oder: noch einmal das Terrain filmbasierter Fotografie. Was schlicht bedeutet: Diese Ladentheken hat es gegeben. Diese Gemüse



hat es gegeben. Dieses Obst hat es gegeben. Diese Menschen hat es gegeben, und wenn sie innehalten und streng schauen, dann haben sie streng geschaut. „Was die Fotografie endlos reproduziert“, so der französische Philosoph Roland Barthes, „hat nur einmal stattgefunden.“ Aber, und das bedeutet Fotografieren, es hat stattgefunden. Man spricht auch vom „indexikalischen“ Charakter der Fotografie, die traditionell auf etwas verweist, das war. Genau das ist es, was die konventionelle, die filmbasierte Fotografie von der Malerei unterscheidet, die aus dem Nichts zu schöpfen in der Lage ist. Digital kehren wir zur Malerei zurück. Anja Schlamann malt nicht, sie fotografiert. Eine Kamera für Negativformate

6 x 9 ist regelmäßig auch auf größeren Reisen ihr Begleiter. Oft über Monate bereitet sie sich vor, beschäftigt sich mit Ländern und Kulturen, den Menschen, Sitten und Gebräuchen. Was Anja Schlamann leitet, ist der unbedingte Wille, ein Stück Wirklichkeit in Kunst zu übersetzen. Wobei Wirklichkeit auch eine innere meinen kann. Anders gesagt: Alle Projekte von Anja Schlamann haben, auch wenn es nicht so aussieht, entschieden mit ihr selbst zu tun. „Ladentische“ ist ihr bislang ambitioniertestes Projekt. Ein Vorhaben, das oszilliert zwischen Porträtarbeit und ethnologischer Studie, Architekturfotografie und Cultural Studies, Poem und Welterklärung. Eines ist es in jedem Fall: Eine große Reise zu den kleinen Dingen, die im Grunde das Menschliche in unserer Welt bedeuten.

© Hans-Michael Koetzle | Kazmairstraße 81 | 80339 München | michael.koetzle@t-online.de

